



Predigt am 8.3.2026

(Lukas 9,57–62, der Predigttext wird im Verlauf der Predigt verlesen)

gehalten von Pastor Matthias Bochow
in der ev.-luth. Marienkirche Osnabrück

Predigt

Liebe Gemeinde,

manchmal ist das so: Ich habe eine Entscheidung getroffen. Eine richtige Entscheidung – ich würde es wieder so machen. Und trotzdem tut es weh. Immer noch. Vielleicht sogar immer mehr.

Die Trennung von einem Menschen, der prägte, aber die Luft zum Atmen nahm – richtig. Aber da ist und bleibt ein Loch, das niemand füllen kann. Der Wechsel der Arbeitsstelle, weil neue Aufgaben lockten – richtig. Aber die vertrauten Menschen, sie fehlen. Das klare Wort in der Familie, das gesagt werden musste – richtig. Aber seitdem herrscht Schweigen am Telefon.

Richtig und schmerzhaft. Beides zugleich. Kein Entweder-Oder. Kein Vorher-Nachher-Bild, auf dem links alles dunkel ist und rechts alles strahlt. Sondern dieses Dazwischen. Dieses Grau, das kein Makel ist, sondern – ich glaube – die ehrlichste Farbe des Lebens.

Unser Predigttext heute handelt von genau diesem Grau. Drei kurze Szenen, wie hingeworfen. Lukas erzählt:

Lukas 9

[57] Und als sie auf dem Wege waren, sprach einer zu ihm: Ich will dir folgen, wohin du gehst. [58] Und Jesus sprach zu ihm: Die Füchse haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber der Menschensohn hat nichts, wo er sein Haupt hinlege.

[59] Und er sprach zu einem andern: Folge mir nach! Der sprach aber: Herr, erlaube mir, dass ich zuvor hingehe und meinen Vater begrabe. [60] Er aber sprach zu ihm: Lass die Toten ihre Toten begraben; du aber geh hin und verkündige das Reich Gottes!

[61] Und ein anderer sprach: Herr, ich will dir nachfolgen; aber erlaube mir zuvor, dass ich Abschied nehme von denen, die in meinem Hause sind. [62] Jesus aber sprach zu ihm: Wer die Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt für das Reich Gottes.

Drei Szenen, drei Begegnungen im Dämmergrau, mitten unterwegs. Und kein Ergebnis. Kein Happy End, kein Scheitern, aber auch kein dramatischer Aufbruch. Lukas blendet ab, bevor die Entscheidung fällt.

Wir kennen das auch anders bei den sogenannten Nachfolgegeschichten: Levi steht auf und kommt mit, einfach so. Petrus springt auf und lässt seine Netze liegen, das Abenteuer beginnt. Aber hier? Hier bleibt die Kamera auf dem Gesicht der Fragenden stehen. Und wir erfahren nicht, wie es dann weitergeht.

Das ist, glaube ich, kein Versehen. Das ist Absicht. Lukas will uns nicht die Entscheidung der drei zeigen, sondern wie schwer es ist, sich zu entscheiden zwischen dem, was war und dem, was kommt. Was das für eine Zumutung ist. Der Moment, in dem jemand begreift, was es kostet sich zu entscheiden – und in dem noch nichts geklärt ist.

In dem Briefftext vorhin haben wir einen Satz gehört, der auf den ersten Blick wie das glatte Gegenteil klingt: „Denn ihr wart einst Finsternis; nun aber seid ihr Licht in dem Herrn.“ Paulus schreibt das an die Gemeinde in Ephesus. Man könnte auf den Verdacht kommen, das Leben eines Christen sei eine Vorher-Nachher-Show. Vorher: dunkel. Nachher: hell.

Aber stimmt das? Ist es jemals so einfach?

Ich glaube: nein. Und ich glaube, Lukas weiß das auch. Deshalb lässt er die Szenen offen. Deshalb erzählt er keine Bekehrungsgeschichten mit sauberem Schnitt, sondern Begegnungen im Dämmergrau *auf dem Weg*.

Auf dem Weg – so beginnt der Text: „Als sie auf dem Wege waren.“ Das ist bei Lukas mehr als eine Ortsangabe. Es ist ein theologisches Programm. Der Auferstandene wird sich als Erstes den Emmausjüngern *auf dem Weg* zeigen. Und die früheste Bezeichnung für die christliche Gemeinde war schlicht: „der Weg“. Nicht: das Ziel. Nicht: die Ankunft. Sondern: der Weg.

Und auf diesem Weg sind wir nicht im hellen Licht, aber auch nicht in pechschwarzer Nacht. Wir sind in der Dämmerung. Im Grau. Unterwegs.

Mein lieber Kollege Torsten Both hat vor zwei Wochen an dieser Stelle über die Paradiesgeschichte gepredigt. Über Adam und Eva, die von der Frucht des Baumes essen und hinausgehen müssen – hinaus aus dem Garten, hinein in die Welt. Er hat den wunderbaren Ausdruck zitiert: „Der Mensch ist der erste Freigelassene der Schöpfung.“ Darüber denke ich seitdem nach.

Freigelassen. Wie jemand, der nach langer Zeit aus dem Gefängnis entlassen wird und dann zögernd vor dem Tor steht, das sich eben knallend geschlossen hat: Freiheit. Tja. Und jetzt? Von Zirkuspferden

sagt man, dass sie auch in Freiheit nicht anders können als immer nur im bekannten Kreis herum zu traben... Wo ist da die Heimat?

Jesus sagt dem Ersten, der ihm folgen will: Die Füchse haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber der Menschensohn hat nichts, wo er sein Haupt hinlege.

Radikale Unbehaustheit. Kein Zuhause. Kein Boden unter den Füßen, der nicht jeden Moment nachgeben könnte.

So geht es Adam und Eva: Auch sie verlieren ihre Behausung. Auch sie stehen vor dem verschlossenen Garten und müssen vorwärts – in eine Welt, in der nichts mehr selbstverständlich ist. In der sie selbst entscheiden müssen, was gut und böse ist. In der sie *pflügen* müssen, statt zu pflücken.

Die Freiheit der Erkenntnis hat ihren Preis. Und der heißt: Unbehaustheit. Christen sind Obdachlose...

Klingt zu hart, zu abstrakt? Ich glaube nicht:

Wir leben in einer Zeit, in der immer mehr Menschen diese Freiheit nicht mehr als Geschenk empfinden, sondern als Überforderung. Die Welt ist unübersichtlich geworden. Krise folgt auf Krise – Pandemie, Kriege, Klimawandel, wirtschaftliche Verwerfungen. Die Komplexität der Probleme übersteigt unser Fassungsvermögen. Und die Informationsflut macht es nicht leichter, sondern schwerer, zu erkennen, was wahr ist und was nicht.

Und was geschieht? Menschen suchen einfache Antworten. Sie suchen jemanden, der sagt: Folgt mir, ich weiß den Weg. Nicht den Menschensohn, der kein Zuhause hat – sondern den starken Mann, der eine Festung baut. Die vorgeblich starken Führer und Präsidenten muss ich jetzt nicht namentlich anführen, wir haben sie auch so vor Augen und ihre verführerischen Slogans vor Ohren: Sicherheit.

Ordnung. Klare Grenzen. Eine Welt, in der einer oben entscheidet und die anderen nicht mehr selbst denken müssen.

Das ist die Versuchung, zurück in den Garten zu wollen. Ins Paradiesgefängnis. Zurück hinter die Erkenntnis. Zurück in eine Welt, in der jemand anderes bestimmt, was gut und was böse ist. In der man nicht selbst denken muss, sondern nur gehorcht.

— Aber der Weg zurück ins Paradies ist versperrt. Ein Engel mit flammendem Schwert steht davor. Oder eben Jesus: Wer die Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt für das Reich Gottes.

Das klingt hart. Und es *ist* hart. Jesus redet hier nicht mit Samthandschuhen. Lass die Toten ihre Toten begraben! Nicht zurückschauen! Keine Abschiede!

Ich gestehe: Mir ist bei diesen Worten nicht wohl. Denn ich kenne das, dass ich zurückschaue, mich sehne, gerade im Dämmergrau. Und ich glaube, dass das nicht immer Schwäche ist, sondern manchmal Treue. Treue zu dem, was war. Treue zu denen, die ich geliebt habe. Treue zu dem, was mich geprägt hat.

Aber Jesus spricht vielleicht gar nicht vom liebevollen Erinnern, vermute ich. Er spricht von der *Erstarrung*. Von jenem Zurückschauen, das zum Zurückspulen wird. Von der Nostalgie, die sich in Angst verwandelt. Von der Sehnsucht nach einer Vergangenheit, die es so nie gab. Manches ist tot, vergangen und lässt sich auch nicht mehr ins Leben zurückzwingen.

Kennen Sie Lots Frau? Sie dreht sich um, als Sodom brennt, und erstarrt zur Salzsäule. Das Zurückschauen, vor dem Jesus warnt, sie bringt es zum Erstarren. Dieses: Ich kann nicht weiter, weil ich den Blick nicht von dem lösen kann, was hinter mir liegt. Oder was ich mir erträume, wie es gewesen sein könnte.

Springen wir noch mal zur ersten Szene:

Jemand sagt zu Jesus: „Ich will dir folgen, wohin du gehst.“ Und was antwortet Jesus? Nicht: Großartig! Nicht: Herzlich willkommen! Sondern er warnt. Er sagt: *Weißt du, worauf du dich einlässt?* Der Menschensohn hat nichts, wo er sein Haupt hinlegen kann.

Jesus bleibt ehrlich. Er macht es sich nicht leicht und dem möglichen Follower auch nicht. Und er sagt, was und wer er selbst ist, er offenbart sich: *Er* ist der Unbehaute, ohne Obdach. *Er* hat kein Zuhause, kein Sicherheitsnetz, keinen festen Boden.

Und genau das ist ein Trost, mein Trost.

Denn es macht einen Unterschied, einen gewaltigen Unterschied, *wer* mich auf den Weg ruft.

Der Autokrat sagt: Folge mir, und alles wird gut. Ich habe die Antworten. Vertrau mir blind. Und wenn es schiefgeht – du bist schuld.

Der Menschensohn sagt: Folge mir, und es wird nicht leicht. Ich habe selbst kein Zuhause. Aber ich gehe vor dir her. Und ich kenne den Weg – weil ich ihn selbst gehe. Bis ans Ende. Bis ans Kreuz. Und durch das Kreuz hindurch.

In der ersten Lesung haben wir gehört, wie Elia am Ende ist. Buchstäblich nicht mehr kann. Er hat alles gegeben. Er hat für Gottes Sache gekämpft, sich verausgabt, alles riskiert. Und jetzt sitzt er unter einem Ginsterbusch in der Wüste und will sterben. „Es ist genug“, sagt er. „Herr, nimm mein Leben. Ich will nicht mehr.“

Das ist die andere Seite der Nachfolge, die in keiner Hochglanzbroschüre steht. Nicht der strahlende Aufbruch. Nicht das leuchtende Bekenntnis. Sondern die Erschöpfung. Die Leere. Die Frage: Wozu das alles?

Und was tut Gott? Er schickt keinen Motivationsredner. Er hält keine Predigt über Licht und Finsternis. Er schickt einen Engel. Mit Brot und Wasser. Er lässt Elia *schlafen*. Und dann – dann sagt er: Steh auf und iss. Der Weg ist noch weit.

Der Weg ist noch weit. Kein: Jetzt wird alles gut. Oder: Ab heute ist alles Licht. Sondern: Iss was. Ruh dich aus. Und dann, erst dann: weiter.

— Ich finde so geht der grundsympathische göttliche Realismus. Gott begegnet dem erschöpften Elia nicht mit einem Bekehrungserlebnis, sondern mit einem Frühstück. Er begegnet ihm nicht im Sturm und nicht im Erdbeben und nicht im Feuer – sondern in einem „stillen, sanften Sausen.“ Im kaum Hörbaren. Im Leisen.

Und so, glaube ich, begegnet Gott auch uns. Nicht im großen Umbruch. Nicht im Kippschalter von Dunkelheit auf Licht. Sondern *auf dem Weg*. Im Dazwischen. Im Dämmergrau, das ehrlicher ist als jedes Schwarz-Weiß.

Im Brot, das da ist, wenn wir nicht mehr können.
Im Schlaf, der kommt, wenn die Gedanken endlich still werden.
In der leisen Stimme, die dann, erst dann sagt: Steh auf. Es geht weiter.
Und in dem Einen, der vorausgeht und sagt: Komm. Ich kenne das.
Auch ich habe nichts, wo ich mein Haupt hinlegen kann. Aber ich gehe.
Und du kannst mitkommen.

Liebe Gemeinde,

der Weg ist noch weit. Wir sind Freigelassene der Schöpfung – und manchmal ist diese Freiheit ein Geschenk und manchmal eine Last, und meistens beides zugleich. Eben nicht schwarz und nicht weiß. Wir treffen Entscheidungen, die – so hoffen wir - richtig sind und trotzdem wehtun. Wir legen die Hand an den Pflug und die Furchen sind nicht immer gerade. Wir schauen manchmal zurück – nicht aus Schwäche, sondern aus Liebe zu dem, was war.



Aber wir schauen auch nach vorn. Denn da, vor uns, auf dem Weg, geht einer, der uns kennt. Der unsere Unbehastheit teilt. Der unsere Erschöpfung kennt. Der uns nicht fragt: Warum bist du so langsam? – sondern der einen Engel schickt mit Brot und Wasser und sagt:

Der Weg ist noch weit.

Steh auf.

Iss etwas.

Und dann: Komm.

Amen

(Pastor Matthias Bochow – es gilt das gesprochene Wort)



EV.-LUTH. KIRCHENGEMEINDE ST. MARIEN OSNABRÜCK
MARIENSTR. 13/14 ☪ 49074 OSNABRÜCK
(0541)28393 ☪ KV.ST.MARIEN.OSNABRUECK@EVLKA.DE ☪ ST-MARIEN-OS.DE
Geschäftlich: IBAN DE 75 2655 0105 0000 0145 55 ☪ BIC: NOLADE22XXX
Spende: IBAN DE 76 2655 0105 0000 0400 48 ☪ BIC: NOLADE22XXX